Wo sich Verzweiflung und Hoffnung küssen . . .

Ganz persönliche Eindrücke von einer zweiwöchigen Reise durch die Ukraine – Von Verdammten, Verzweifelten, Vergessenen und Verachteten

Man muss die Menschen lieben. Ohne Ausnahme. Auch die Schurken. Denn sonst werden sie ja nur noch elender.
(Andrej Kurkow, ukrainischer Schriftsteller, in seinem jüngsten Buch „Die letzte Liebe des Präsidenten“)

Es ist Abend in Sewastopol. Pulsierendes Leben vor dem McDonald's. Plötzlich, ja fast magnetisch, fällt der Blick auf ihn. Bewegungslos liegt er auf der Bank neben der Bushaltestelle. Weißer Mantel, weißer Bart, die Augen geschlossen. Vor ihm rasen die Mercedes und die BMW vorbei, hinter ihm suchen käufliche Mädchen nach Kunden. Keiner nimmt Notiz von ihm. Er nimmt Notiz von niemand. Als ob es ihn nicht gäbe. Als ob es diese ganze Welt, dieses ganze Elend nicht gäbe. Zentimeterweise wandert seine Hand vom Bauchnabel auf Herzhöhe. Das einzige Lebenszeichen. „Keine Angst, er ist nicht tot“, flüstert mir Igor Lissovsky, unser 25-jähriger Dolmetscher zu. Ja, er ist nicht tot. Noch nicht. Aber eines Tags wird er nicht mehr aufstehen aus der ukrainischen Nacht. Keiner wird ihn vermissen. Und er wird nichts vermissen. Er ist nicht der Einzige, dem es in diesem Land, von dem sich die Scheinwerfer der Weltpresse ebenso schnell wieder abwandten wie sie sich während der Revolution auf dem Majdan Nezalezhnosti, dem Platz der Unabhängigkeit in Kiew, abrupt dorthin gerichtet hatten, so ergeht. Aber seltsam: So elend, so gestrandet er aussieht, so strahlt er doch eine eigenartige, einzigartige, unzerstörbare Würde aus. Als wär er der Fleisch gewordene Artikel 1 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“

JÜRGEN GERRMANN

Und irgendwie symbolisiert er damit auch sein Land: Viel Elend, aber auch eine unzerstörbare Würde. Heruntergekommenes, Verkommenes, aber hinter allem Dreck auch reine unbefleckte Schönheit. Schlitzohren, Mafiosi, edlen Menschen, Heldinnen des alltäglichen Überlebenskampfes, in der Sucht Versunkenen, Heilenden und (fast) Heiligen, Hungernden und Übersatten – all dem begegnet man, wenn man zwei Wochen dort unterwegs ist, um mit Frieder Alberth, dem Mitbegründer des Arbeitskreises Leben in Nürtingen, zu erkunden, wo die Spendengelder für die Aids-Hilfe in der Ukraine, um die wir Sie, liebe Leser, heuer im Rahmen unserer Aktion „Licht der Hoffnung“ bitten (darüber berichten wir auch auf Seite 22), am besten und seriösesten Frucht tragen.

Das, was hier zu lesen ist, kann nicht mehr sein als ein Mosaik eines Landes, das unsagbar nah und unendlich fern zugleich ist. Eines (zwischen Arm und Reich, zwischen Ukrainern und Russen, zwischen Gut und Böse, zwischen Aufbruch in neue und Rückfall in alte Zeiten) zerrissenen Landes voll ungeteilter Faszination. Eines Landes, in dem sich Verzweiflung und Hoffnung küssen. All das, was hier zu lesen ist, ist die Ukraine. Man kann sie dafür vom hohen Ross herab verachten. Aber man kann sie gerade deswegen auch lieben.

Wer mit dem Herzen sehen kann, der wird eher Letzteres tun. Gerade wegen ihrer Menschen. Die persönlichen Geschichten, die hier erzählt werden, wurden nicht bis ins letzte Detail nachrecherchiert und auf ihren Wahrheitsgehalt überprüft. Aber das spielt keine Rolle. Authentisch sind sie allemal. Und ausnahmslos jeder Mensch (und zwar nicht nur in der Ukraine, sondern auch hierzulande) erzählt ja seine ganz eigene Lebenswahrheit und macht sich zuweilen nicht zuletzt selbst etwas vor. Sonst könnte er ja überhaupt nicht weiterleben.

Das Menü vom Müll

Es ist Sonntag in Winniza. Jenem Ort, vor dessen Toren einst das „Führerhauptquartier“ stand. Damals, als die deutsche Wehrmacht die Sowjetunion überrollte, die Ukrainer die Besatzer jubelnd als Befreier begrüßten (bevor die dann ihr wahres schändliches Gesicht zeigten) und es kein Halten mehr zu geben schien. Draußen in dem Kiefernwäldchen klopft der Taxifahrer fast anerkennend auf die Wand des Schwimmbads des „Führers“, das jetzt vom Schilf erobert wurde, als wollte er sagen: „Deutsche Wertarbeit“. Ansonsten steht nicht mehr viel. Auf die Trümmer eines der Bunker, vor denen Hitler seinem Baumeister Albert Speer seine aberwitzigen Pläne vom Durchmarsch durch Irak und Afghanistan (komisch, ausgerechnet diese Staaten!) nach Indien offenbarte und ihn anwies, Städte für die deutschen Kolonisten zu bauen, die die Ukraine, die „Kornkammer Europas“, beherrschen sollten, haben ein paar Ewiggestrige „Der Führer lebt in unseren Herzen“ gepinselt. Auf Deutsch.

Die Ukrainer stört das nicht groß. Zum einen können die wenigsten die lateinische Schrift lesen. Zum anderen haben die ganz andere Sorgen.

Auf dem Weg zum Geldwechseln wartet der erste Schock. Wir gehen nicht der Hauptstraße entlang, sondern durch die Wohnblöcke im typischen kommunistischen Plattenbaustil hindurch. Sicher, keine architektonische Meisterleistung. Auch nagt der Zahn der Zeit mit rasender Geschwindigkeit, schreitet der Verfall voran. Aber das ist nicht weiter schlimm.

Dann kommt ein Betonverschlag. Ich wende den Blick nach links. Müll liegt auf dem Boden herum, es stinkt. Und eine alte Frau durchwühlt jede einzelne Plastiktüte, die da den Boden bedeckt. Sie hofft auf ein Fitzelchen Fleisch an den Knochen und Gräten, die die anderen weggeworfen haben. Vielleicht ist ja auch noch ein bissle Salat dabei. Und heute, am Sonntag, vielleicht auch ein Stück Kuchen? Mir schnürt es fast das Herz ab. „Komm, wir gehen weiter“, sagt Svetlana, die mich begleitet: „Gräm dich nicht. Das ist normal bei uns.“ Dass alte Menschen im Müll ihr Sonntagsmenü zusammenklauben müssen, das ist normal? „Nicht nur am Sonntag, und nicht nur alte Menschen. Das tun auch junge gebildete Leute. Lehrer, Ärzte, die keinen Arbeitsplatz mehr haben.“ Und tatsächlich: Am nächsten Tag durchwühlt ein junger Mann den Müllberg nach Essbarem.

„Wir haben alles verloren“

„Verstehst du jetzt, warum ich mein Land hasse?“, fragt Svetlana, eine 38-jährige hübsche Frau, eine der Heldinnen des Alltags, die Tag und Nacht rackern, um ihrer Familie das Überleben zu sichern. Morgens bringt sie ihre 13-jährige Tochter Carolina zur Schule, dann geht sie ins Büro, arbeitet bis 18 Uhr, nur um dann noch drei Stunden in einer anderen Firma Briefe zu tippen. Und wenn sie Glück hat, dann darf sie noch am Sonntag von morgens bis in die Nacht auf den Beinen sein, um bei einer Dorfhochzeit als Zeremonienmeisterin zu fungieren und die müden Schwiegertütter hochleben zu lassen. Das ist noch das Einträglichste. Das bringt 75 Dollar. So viel zum Thema faule Osteuropäer.

„Bitte finde mir einen guten Mann! Ich verspreche dir, ich werde ihm eine gute Frau sein, glaub mir doch!“, fleht sie beim abendlichen Tee über ihre Tasse hinweg. „Das Leben hier ist die Hölle. Ich will meine Tochter nicht der Hölle überlassen.“

Und dann erzählt sie von ihrem mittlerweile 73-jährigen Vater, einem Schneider, der 8000 Rubel auf seinem Betriebsrenten-Konto hatte, als die Sowjetunion zusammenbrach und sich der ukrainische Staat für die Verpflichtungen der „russischen“ Firmen unzuständig erklärte: „In der Sowjetzeit gab es dafür ein Auto. Ein großes Auto. Heute ist das 85 Kopeken wert.“

Kurz bevor ich am nächsten Tag in meinen Zug nach Odessa steige, kaufe ich mir in einem der fast überbordenden Supermärkte, in denen man alles kriegt, sofern man nur das Geld dafür hat, eine 0,3-Liter-Flasche Mineralwasser. Sie kostet 85 Kopeken. Ein Drittelliter Mineralwasser also für ein Arbeitsleben . . .

Totentanz auf den Feldern

Ein hübscher Junge ist er eigentlich. Nur die Hosen sind abgerissen, der Pulli ebenso verdreckt wie das Gesicht, das lange blonde Haar ungebändigt und speckig. Etwa 13 ist er. Als wir das Haus der sozialen Dienste in Odessa verlassen, müssen wir an einer Ruine vorbei. Zwischen den zerbrochenen Balken des ersten Stocks wuchern die Büsche und Birken.

Da steht er. Zittert am ganzen Leib. Greift hinter einen Busch. Holt eine Plastiktüte. Hält sie sich über Mund und Nase. Er holt tief Luft. Klebstoffgetränkte Luft. Das Lebenselixier der Straßenkinder von Odessa, der Stoff, von dem sie glauben und hoffen, er könnte ihr jammervolles, jämmerliches Dasein noch zusammenhalten. Doch viele davon zerbrechen. Und die Scherben ihrer Seele werden noch weiter zertrümmert.

Dann, wenn das Schnüffeln nicht mehr reicht, wartet an der Grenze zu Moldawien der Zigeuner. Mit einer Tasse voll des süßen Giftes der Verführung. Zum Totentanz. „Schirka“, heißt das Gebräu, das er den jungen Leuten hinhält. „Mohnstroh“ kann man auch dazu sagen. Das wächst auf den Feldern der Ukraine in Hülle und Fülle (in der Gegend von Odessa vornehmlich), die Zigeuner holen es direkt vom Feld und kochen es unter anderem mit Acetyl auf.

„Komm, mein Junge, probier doch! Bald wirst du keine Sorgen mehr haben. Ich mach's dir so schön einfach! Was brauchst du Arbeit, was brauchst du Freunde, was brauchst du Familie, was brauchst du Liebe?! Schau, ich hab's dir doch schon so schön vorbereitet. Hab dir sogar die Spritze schon aufgezogen. Es ist ganz einfach! Drück einfach ab und nichts kann dir mehr Angst einjagen! Ja, so ist es gut! Spürst du, wie toll es wirkt? Prima. Ja, wir gehören zusammen. Wir sind quasi Blutsbrüder. Zieh dieselbe Spritze nochmal auf und gib sie deinem Freund. Das schweißt zusammen. Wir sind doch Freunde, nicht wahr? Dann hilf ihm auch. Guuut!“.

Der Teufel lächelt oft, wenn er seine Opfer sucht und findet. In den Adern der Schirka-Kinder kreist der Tod. Nicht nur, weil sie süchtig sind. Sondern weil sie durch den gemeinsamen Gebrauch der Spritze das tödliche Aids-Virus weitergeben. 60 000 Infizierte weist die Statistik allein für den Raum Odessa aus. Das sind so viele, wie es in ganz Deutschland binnen der vergangenen 20 Jahre gab.

Die Wohnung im Kanal

„Gestern hab ich mit das Härteste erlebt, was mir je vor Augen gekommen ist“: Man sieht Frieder Alberth das Erschrecken noch an, als er von der nächtlichen Tour mit der Organisation „Way home“, die Straßenkindern den Weg zurück in ein menschenwürdiges Leben ebnen helfen möchte, berichtet. Was das war? „Kinder, die im Kanal wohnen!“

Dass sie jedes noch so verfallene Dach benutzen, um wenigstens eins über den Kopf zu haben – das wird schon fast in die Kategorie „normal“ einsortiert. Aber dann das. Kann man das überhaupt, in einem Loch „leben“, das nur knapp größer ist als der Kanaldeckel drüber?

Der Mensch scheint sehr, sehr viel zu können, wenn es ums Überleben geht. Die Kanalkinder von Odessa versuchen sich sogar regelrecht heimelig einzurichten, Zeitungen sollen eine private Atmosphäre erzeugen. „Im Grunde gehör ich ja doch irgendwohin und bin kein Aussätziger. Und am Rande des Kanalschachts verläuft die Fernheizung. Da ist's angenehm warm. Denn die Winter können kalt sein in Odessa. Und aus der Fernheizung tropft es. Das gibt immer mal wieder eine Tasse warmes Wasser zum Trinken. Dann hab ich noch meinen Hund. Der gibt auch noch warm. Im Grunde genommen ist das doch gar nicht schlecht.“ Welch relativer Begriff der Ausdruck „Komfort“ doch sein kann!

Furchtbar: Ohne „Schnüffeln“ meinen die Straßenkinder der Ukraine nicht mehr leben zu können (hier in einer Ruine in Odessa). Foto: fal

Die Junkies von Inkerman

Wer mit dem Auto auf der Krim von der Hauptstadt Simferopol nach Sewastopol fährt, dem fallen immer wieder die Werbeschilder für den Wein von Inkerman auf. Doch in diesem Stadtteil von Sewastopol (das übrigens von der aus Nürtingens Partnerstadt Zerbst stammenden Zarin Katharina gegründet wurde) herrscht keineswegs die romantische Stimmung der Drosselgasse zu Rüdesheim.

Direkt neben den Weinbergen liegen die Elendsquartiere. Auf dem schmuddeligen Platz vor dem heruntergekommenen Einkaufszentrums kann man sie treffen, die Verdammten der ukrainischen Erde, die das Leben stets noch zum Hungern zwingt. Ihr Hunger bezieht sich indes weniger aufs tägliche Brot.

30 Jahre alt ist sie, abgemagert, und die Spuren ihrer einstigen Schönheit sind noch nicht ganz verblichen. Wie sie heißt, will sie nicht sagen. Ist aber auch egal. Sie ist regelrecht stolz darauf, nicht Schirka, sondern „nur“ Tremadol zu nehmen. Das sind Beruhigungskapseln. Der Staat hat den Preis dafür ab 20. Dezember stark erhöht. Daran denkt sie jetzt schon voller Grauen. Wie soll sie das nur bezahlen, zehn Jahre ist sie schon ohne Arbeit: Jetzt im Herbst, da sammelt sie Weintrauben und Nüsse, danach geht es wohl an den Geldbeutel der Eltern. Was tut man als Mutter und Vater nicht alles, um sein Kind vor Qualen zu retten?! Offenkundig zuweilen sogar die Sucht finanzieren. Wer will da richten?

Leonid ist 36 Jahre alt. Im Mai hatte er einen Abszess am Arm und ging zum Arzt. Und der sagte ihm so nebenbei: „Junge, Du hast Aids!“ Leonid hat es nicht sonderlich aus den Latschen gehauen deswegen: „Ich habe es geahnt.“ Er wirft dem Staat vor, keine Ersatzdrogen (wie Methadon) auszugeben. Dabei aber würde man (das sagt auch Frieder Alberth) just dies brauchen damit die regelmäßigen Zeiten der Medikamenteneinnahme während der Aids-Therapie überhaupt verlässlich eingehalten werden. Leonid kriegt kein Methadon. Dafür aber braucht er 50 Grywna (8 Euro) pro Tag für dreimal Schirka. So viel verdient ein Großteil der Bevölkerung nicht mal.

Das Mädchen vom fünften Kilometer

Der Tod wartet am „fünften Kilometer“. So nennen Männer jenen Straßenabschnitt an einem der großen Märkte, wo es nicht nur Zigaretten, Fleisch, Obst, Gemüse und Kleider, sondern auch Frauen und Mädchen zu kaufen gibt.

Auch Dascha bietet sich hier an. Ganze 19 Lenze zählt sie. Sie hat weiche, angenehme Gesichtszüge, ein schüchternes Lächeln und wenn sie ein völlig durchnässtes Kätzchen aus dem Regen zieht und hochhebt, dann spürt man, zu welcher Zärtlichkeit sie auch fähig ist.

Sie träumt den Traum all jener Frauen, von denen die vermeintlich „anständigen“ Menschen herablassend als „Huren“, „Nutten“ oder (vornehmer) „Prostituierten“ sprechen und dabei keinerlei Blick für die Menschenwürde derer haben, auf die sie geringschätzig heruntergucken: „Ich will aufhören, seit zwei Jahren. Aber ich hab es noch nicht geschafft. Aber ich schaff es, wenn ich genug verdient habe!“

In Kasachstan ist Dascha geboren, sechs Jahre alt war sie, als sie mit ihrer Mutter nach Sewastopol kam. Mit ihr zerstritt sie sich eines Tages, sie lief davon, lebte auf der Straße. Und da traf sie dann ein anderes Mädchen, das ihr davon erzählte, wie dumm sie doch sei und wie leicht man doch Geld verdienen könne. Seither gibt sie sich hin, um Männern für ein paar Grywna eine Ahnung davon zu verschaffen, was und wie Liebe vielleicht sein könnte.

Die Männer, die sich diese Illusion erkaufen, sind 14 und 70, sind Einheimische (für die „Touristenliebe“ sind die Kolleginnen von Jalta und den anderen Orten der Südküste zuständig), sind arme Schlucker und Geschäftsleute. Was im Hotelzimmer, im Auto oder hinter einem Busch läuft, ist nur eine Frage des Geldes.

„Aber ohne Kondom mache ich es nie!“, versichert sie mit fester Stimme. Und die wird dann gleich wieder ganz weich, wenn sie von ihren Träumen erzählt und sich in ihren rehbraunen Augen die Sehnsucht spiegelt: „Ich will Ärztin werden. Deshalb gehe ich jetzt zur Abendschule und erst nachher auf den Strich. Ich will eine Familie. Mit Kindern. Ich glaube noch an die Liebe. Nur der Prinz muss noch kommen.“ Ach wenn es nur so wäre. Wenn es doch nur ein einziges Mal so wäre!

Schock und Hoffnung

Ein Jahr jünger als Dascha ist Tatjana. Strahlend hält sie im Geburtshaus Nummer 1 von Sewastopol ihren kleinen Nikita im Arm. Vor vier Tagen hat sie ihn geboren. Per Kaiserschnitt. „Du hast Aids“, war einer der ersten Sätze, die sie hörte, als sie aus der Narkose aufwachte. Sie wusste es nicht, fiel aus allen Wolken. Den Schock hat sie immer noch nicht verdaut. Wir fragen nicht nach, wie sie sich infiziert hat, freuen uns mit ihr über ihren Buben.

„Komm ich jetzt wirklich in der Zeitung? In Deutschland? Werd ich jetzt wirklich berühmt?“, strahlt sie übers ganze Gesicht, als ich den Fotoapparat hebe. „Ja“, sagen wir. Denn es ist die Hoffnung allein, die den Menschen am Leben hält.

Ja. Man muss die Menschen lieben. Ohne Ausnahme. Auch die Schurken. Denn sonst werden sie ja nur noch elender.

Schock: eine ukrainische „Wohnung“ – im Kanal von Odessa. fal

So jung und doch dem Tod so nah: Tatjana, die Aids-infizierte Mutter mit ihrem Nikita, und Dascha, die mit Geld vom Strich aus dem Elend will.